

Donn Cortez

DU WIRST
SEIN NÄCHSTES
OPFER SEIN

Thriller

Aus dem Englischen
von Simon Weinert

Knaur Taschenbuch Verlag

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
»Remote« als ebook bei TKA Distribution.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe April 2012
© der Originalausgabe 2011 by Don Hildebrandt
Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2012 Knauer Taschenbuch
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knauer Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Ralf Reiter
Umschlaggestaltung: FinePic®, München
Umschlagabbildung: ZERO Werbeagentur, München
Satz: Daniela Schulz, Stockdorf
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-50983-8

2 4 5 3 1

Teil 1

Schablone

Du kannst Dich zurückhalten von den Leiden der Welt, das ist Dir freigestellt und entspricht Deiner Natur, aber vielleicht ist gerade dieses Zurückhalten das einzige Leid, das Du vermeiden könntest.

– Franz Kafka

1

Du musst ihn töten.

Rosalee Klein saß in ihrem Mercedes, starrte durch die Windschutzscheibe auf eine weißgestrichene Ziegelmauer und umklammerte das Lenkrad so fest, dass ihre Finger taub wurden. In ihrem Kopf hallte die eintönige, ruhige Stimme, und sie vernahm die Worte klar und deutlich.

Es war nicht ihre eigene Stimme.

Es ist völlig logisch, und du weißt es. Töte ihn, dann hast du das alles hinter dir.

Mittlerweile hatte Rosalee sich angewöhnt, in ihr die Stimme der Gerechtigkeit zu sehen, da sie zunächst die Tatsachen aufzählte und daraufhin entschied, wie gehandelt werden musste. Sie erging sich nicht in Mehrdeutigkeiten und Behauptungen, sondern war fest und unerbittlich wie ein niedersausendes Fallbeil, vollkommen gnadenlos.

»Ich will nicht«, sagte Rosalee. Zu ihrem eigenen Ekel klang sie dabei wie ein bockiges Kind, das greint, weil es ins Bett gehen soll.

Doch, du willst es. Du willst ihn sogar sehr gern töten. Denn er hat es verdient, und das weißt du. Dir fehlt es einfach nur an der Entschlossenheit und dem nötigen Mumm. Aber mir nicht, und ich habe hier das Sagen. Ich werde dir die Kraft verleihen, es zu tun. Hat er es denn etwa nicht verdient, für das zu büßen, was er getan hat?

»Doch«, flüsterte sie.

Du machst es ja nicht wirklich selbst, sondern gehorchst lediglich Mächten, die du nicht kontrollieren kannst. Ist die Kugel verantwortlich für den Tod, den sie bringt? Oder sollte nicht vielmehr derjenige die Schuld auf sich nehmen, der den Abzug drückt?

»Aber ... meine Kinder ...«

Ja, deine Kinder. Willst du, dass sie ohne Mutter aufwachsen?

Allein von der Vorstellung wurde ihr speiübel. Die süße kleine Madeline und Joel, der Rabauke. Beide waren noch nicht einmal alt genug für die Schule. Das konnte sie nicht zulassen. »Ich könnte im Gefängnis landen ...«

Das wird nicht passieren. Nicht wenn du tust, was ich dir sage. Du wirst eine Heldin.

Verzweifelt schlug sie auf das Lenkrad ein. »Ich tu's nicht! Allermindestens werde ich meine Zulassung verlieren ...«

Ihr Ausbruch erstarb in einem würgenden, unartikulierten Röcheln. Sie wurde von Schmerzen geschüttelt, die ihren ganzen Körper erfassten. Qualvoll zogen sich ihre Muskeln zusammen, und sie zuckte unkontrolliert. Das war nicht der erste Anfall, den sie erlitt, aber mit Abstand der schlimmste. Wider Willen schrie sie auf, während sie von rasenden Schmerzen gepeinigt wurde, bis sie benommen und halb ohnmächtig über dem Lenkrad zusammensackte. *Dir kann Schlimmeres passieren, als deine Zulassung zu verlieren, Rosalee. Steig aus dem Auto und geh in das Gebäude. Auf dich wartet eine Aufgabe.*

Sie tat, wie man ihr befahl.

Auf wackligen Beinen stöckelte sie auf den Eingang des Beverly Hills Imago Medical Center zu und hoffte, dass sie nicht allzu zerzaust aussah. Das große, runde Gebäude bestand ganz aus blankem Stahl und Glas und war nicht einmal

ein Jahr alt. Die Klinik hatte sich auf Schönheitschirurgie und eine sehr betuchte Klientel spezialisiert, vor allem auf Schauspieler, Rockstars und andere Promis, die bereit waren, für die derzeit angesagtesten Operationen Geld auszugeben. Von der gläsernen Fassade prallten die Strahlen der kalifornischen Sonne wie Nadeln ab und stachen Rosalee ins Auge, als sie den Parkplatz überquerte. Deshalb kramte sie nach ihrer Sonnenbrille, bevor sie die Klinik betrat.

Nur einer der vier Herren am Empfangsschalter grüßte sie, denn die anderen waren mit Patienten oder Telefonaten beschäftigt, doch sie ging, ohne darauf zu reagieren, an ihm vorbei. Diese Unhöflichkeit würde nicht weiter auffallen, denn wenn in Beverly Hills Leute spät hereintorkelten, eine Sonnenbrille trugen und Gespräche vermieden, bedeutete das lediglich, dass sie zu lange auf der gestrigen Party geblieben und noch nicht bereit waren, sich dem Arbeitsalltag zu stellen.

Sie schaffte es in ihr Büro, setzte sich und versuchte, ihren Atem wieder zu beruhigen. Dann griff sie nach dem Tiffany-Handspiegel auf ihrem Schreibtisch, den ihr ein Rapper geschenkt hatte, nachdem sie ihn behandelt hatte, nahm die Sonnenbrille ab und betrachtete ihr Spiegelbild. Sie war gerade einmal dreißig Jahre alt, blond, sonnengebräunt und besaß das gute Aussehen, das so viele Frauen in L.A. als Selbstverständlichkeit hinnahmen. Das lag an den Hollywood-Genen, wie sie vermutete, das Resultat von Millionen attraktiver Mochtegerstars, die Jahrzehnt um Jahrzehnt in die Stadt geströmt waren und sich vermehrt hatten. Sogar ihre eigene Mutter war eine gescheiterte Schauspielerin gewesen, und ihr Vater hatte mit seinen Drehbüchern Oscars erlangen wollen, hatte es aber nur zu sporadischen Beiträgen für irgendwelche Sitcoms gebracht. Sie hoffte,

dass ihre Kinder einmal in ihre eigenen Fußstapfen treten und nicht dem Beispiel ihrer Großeltern folgen würden. Die Vorstellung, Madeline und Joel würden später einmal ein Leben führen, bei dem sie ständig zurückgewiesen wurden oder unter permanentem Erfolgsdruck standen, war ihr unerträglich. Ein Leben, bei dem man sie jederzeit vernichten konnte.

Doch im Moment hatte sie andere Sorgen. Jetzt ging es erst einmal um eine unmittelbarere Art der Vernichtung.

Sie erhob sich und zog einen weißen Arztkittel über den weiten Pulli. Zwar war es draußen für das eine wie das andere zu heiß, aber wegen der allgegenwärtigen Klimaanlage war es drinnen so angenehmer. Dann machte sie die Tür zu ihrem Behandlungszimmer auf und ging hinein.

Der Raum wurde von einem mächtigen, gepolsterten und mit rotem Leder bezogenen Liegestuhl beherrscht. Auf beiden Seiten waren auffällige metallene Ablagen angebracht, und darüber hing an einem Ausleger ein Helios-3000-LED-Punktstrahler, der lauerte wie das Auge eines räuberischen, roboterhaften Zyklopen.

Eigentlich hätte ihr Arzthelfer bereits hier sein und alles vorbereiten sollen, aber er würde heute nicht erscheinen. Gestern Abend hatte Rosalee ihn am Telefon gefeuert. Doch selbst da hatte sie noch nicht geglaubt, dass sie tatsächlich durchziehen würde, was sie jetzt vorhatte.

Wie die meisten Ärzte der Imago-Klinik war auch Rosalee eine Spezialistin, wenn auch keine Schönheitschirurgin. Ihr Feld war vielmehr die ästhetische Zahnheilkunde. Promis kamen zu ihr, um sich die Zähne begradigen, aufhellen oder gar anspitzen zu lassen. Rappenden Multimillionären passte sie auch speziell angefertigte, juwelenbesetzte Grills aus Platin oder Gold an die Zahnreihen an.

Heute allerdings nicht. Heute hatte sie einen Kunden, der sich einen Diamanten auf den Schneidezahn setzen lassen wollte, eine relativ einfache Prozedur, für die man normalerweise keine Betäubung brauchte, da der Stein einfach aufgeklebt wurde. Der Kunde hatte jedoch auf einem ganz bestimmten Stein bestanden, dessen Form nicht gerade ideal war. Deshalb würde sie erst eine Fassung in den Zahnschmelz schleifen müssen, um anschließend die überstehenden Kanten mit Füllung zu verfügen.

»Der Zwei-Uhr-Termin ist da.« Sie zuckte zusammen, aber es war nicht *die* Stimme. Nur die Sprechstundenhilfe, die sie über die Sprechanlage wissen ließ, dass ihre Zeit abgelaufen war.

»Schicken Sie ihn rein.«

Darauf watschelte ein Mann herein, der mit seinen über zwei Metern kaum durch die Tür passte. Er brachte bestimmt hundertfünfundzwanzig Kilo auf die Waage, bestand aber vor allem aus Muskeln. Er hatte eine flache Nase, ein breites Kinn und extrem kurzgeschorene Haare. Bekleidet war er mit einem T-Shirt der Oakland Raiders, weiten grauen Hosen und Ledersandalen. An den Mittelfingern seiner Hände prangte jeweils ein goldener Superbowl-Ring.

»Tag, Frau Doktor«, sagte er. »Alles bereit, um mich noch ein bisschen schöner zu machen?«

Sie schluckte und versuchte, sein Lächeln zu erwidern.

»Voll und ganz, Mr. Hampton. Nehmen Sie Platz.«

Äußerst behutsam setzte er sich, da wohl schon so manches Möbelstück unter ihm zusammengebrochen war. »Bitte, Frau Doktor, ich habe Ihnen doch schon gesagt, dass Sie mich Okay nennen sollen. Mr. Hampton ist der Typ, der meine Mutter geheiratet hat.«

Okay Hampton war ein Mann, der zu vielem imstande war

und mit mancherlei Berühmtheit erlangt hatte. Zunächst war er als Linebacker erfolgreich gewesen, hatte dann aber als Profi-Wrestler noch größere Erfolge gefeiert. Zu absolut beeindruckendem Ruhm war er allerdings erst als Angeklagter aufgestiegen.

Der lässige, liebenswerte Okay Hampton, der in einer ganzen Serie von Kool-Aid-Werbespots mitgespielt und der sich im Ring »Captain Okay« genannt hatte, hatte seine Frau getötet. Mit einer Hantel hatte er sie bei sich zu Hause totgeprügelt und nachher behauptet, er hätte aus Notwehr gehandelt. Nach einigen Jahren, vielen teuren Anwälten und einem sensationellen Prozess war er wieder auf freiem Fuß. Offenbar glaubten ihm die Geschworenen, dass seine Gattin eine Waffe gezogen und versucht hatte, ihn zu erschießen. Bedauerlicherweise ließ sich ihre Version des Hergangs nicht mehr in Erfahrung bringen.

»Okay, äh ... Okay«, sagte sie. »Sie sind sich sicher, dass es dieser Stein sein soll? Auf Dauer wäre etwas mit flacherem Profil angenehmer zu tragen.« Sie wollte nur Zeit gewinnen, denn sie wusste, dass sie ihn nicht davon abbringen konnte. Und sie wusste auch, weshalb.

»Sie haben ihn doch nicht verloren, Frau Doktor? Das wäre ja mal eine Geschichte für Ihre Online-Freunde.« Obwohl Rosalee keine Kundendaten ausplaudern durfte, folgten ihr massenhaft Leute über Twitter. Ihre Einträge dort waren zwar sehr vage, aber spannend, denn sie machte Andeutungen über die Berühmtheiten, die sie behandelte, ohne ins Detail zu gehen. In den letzten vierundzwanzig Stunden hatte sie jedoch überhaupt nicht getwittert.

»Nein, nein, natürlich nicht. Hier ist er.«

»Gut. Machen Sie sich keine Sorgen wegen der Größe. Ich bin ein großer Junge und habe einen großen Klunker

verdient. Und mir gefällt die Vorstellung, dass ich ihn immer spüren kann und merke, dass er da ist. Wie ein Prüfstein, nicht wahr?»

Erneut schluckte sie. »Und wollen Sie wirklich Lachgas? Ich verspreche Ihnen, dass Sie keinen Schmerz spüren werden.« Eigentlich hätte sie ihn das gar nicht fragen dürfen, denn wenn ein Kunde in der Imago-Klinik Gas wollte, dann gab man es ihm ohne Wenn und Aber und setzte es als stattlichen Extraposten auf die Rechnung. Bisher hatte sich niemand beklagt, dass er es hatte zahlen müssen.

»Ja, verdammt. Ich sehe vielleicht groß und böse aus, aber wenn es um den Zahnarzt geht, bin ich eine kleine Heulsuse. Sie wollen nicht, dass ich bei meiner Größe Panik bekomme und anfangs wild um mich zu schlagen, das kann ich Ihnen versichern.«

Träge grinste er sie an, und ihre Blicke trafen sich. Für einen Sekundenbruchteil erkannte sie in ihm die Bestie, die sich hinter der leutseligen Fassade verbarg und andere Menschen wie ein wild gewordener Stier überrannte. Dieselbe Bestie, die Nancy Hampton in den letzten Momenten ihres Lebens erblickt hatte.

»Kein Problem«, sagte sie.

Sie steckte ihm den Lachgasschlauch in die Nase, damit sie ungehindert an seinem Kiefer arbeiten konnte. Bevor sie den Hahn aufdrehte, stockte sie.

Verlier jetzt nicht die Nerven, sagte die Stimme. Es ist schon fast vorbei.

Daraufhin drehte sie den Hahn auf.

Was du tust, ist richtig. Er ist ein Ungeheuer, er hat seine Frau mit einem Metallteil totgeschlagen, und jetzt hat er ein breites Grinsen im Gesicht. Du hast doch den Artikel in der Variety gelesen und weißt, was er als Nächstes tun wird. Er

wird seinen vorzeitigen Ruhestand beenden und als Schurke wieder in den Ring zurückkehren. Indem er als Comicversion des Bösewichts auftritt, der er in Wahrheit ist, wird er Millionen machen und die Welt dabei zum Narren halten. Damit verspottet er nicht nur die Justiz, sondern auch das Leben und sein Opfer. Jemand muss dafür sorgen, dass er dafür bezahlt.

Doch diesmal war es nicht die Stimme der Gerechtigkeit, sondern ihre eigene.

Jack saß in einem Raum voller Schrecken und Schönheit und sinnierte über Kunst. Über Kunst und die Verantwortung des Künstlers gegenüber seinem Publikum, seinem Handwerk und sich selbst.

Früher hatte Jack sich für einen Künstler gehalten. Aber das war, bevor er zum Serienmörder geworden war.

Die Medien hatten ihn den »Closer« getauft. Seine Opfer stellten sich allesamt selbst als Mörder heraus, und wenn Jack mit ihnen fertig war, wurden die ungelösten Mordfälle, für die sie verantwortlich waren, auf einen Schlag aufgeklärt. Denn Jack entlockte seinen Opfern Aussagen: detaillierte Informationen darüber, was sie getan hatten, wem sie es angetan hatten, wann, wo und wie. Für gewöhnlich überließ er diese Informationen zusammen mit der Leiche des Mörders, den er zuvor gefoltert hatte, der Polizei. Trotz seiner abscheulichen Methoden war Jack kein Sadist. Bei seinem Tun empfand er kein Vergnügen, lediglich eine gewisse Zufriedenheit darüber, dass er den Angehörigen der Mordopfer einen Abschluss verschaffte.

Das hatte Jack sich jedenfalls eingeredet. So lange, bis er den Typen geschnappt hatte, der für den brutalen Mord an seiner Familie verantwortlich war.

Der Mann, der Jacks Eltern, seine Frau und seinen Sohn abgeschlachtet hatte, nannte sich Patron, »der Mäzen«, denn er suchte sich seine Opfer ausschließlich unter den Angehörigen von Künstlern. Jack waren Mörder untergekommen, die behaupteten, ihre Taten wären Kunst. Der Patron jedoch hatte andere Beweggründe.

»Ich schaffe keine Kunst«, hatte er Jack mitgeteilt. »Ich schaffe Künstler.«

Und die zutiefst erschreckende Tatsache war, dass es stimmte.

Was Jack umgab, hatte er den Anstrengungen des Patrons zu verdanken. Es waren Werke eines Künstlers, dem Geliebte, Eltern und Freunde auf grausame, alptraumhafte Weise geraubt worden waren. Der Patron hatte bevorzugt in den Ferien und an Feiertagen zugeschlagen, wenn sich Familien und Partner besonders nahe sind. Die Leichen der Opfer hatte er so einfallsreich drapiert, dass die emotionale Wirkung auf den, der sie fand, möglichst groß war – und dabei handelte es sich meist um den Künstler selbst. So hatte Jack seine Familie an Weihnachten ermordet aufgefunden.

Seither feierte er Weihnachten nicht mehr.

Der Patron war ein Ungeheuer mit einer unmenschlichen Intelligenz, die umso schrecklicher war, da er die menschliche Natur so klar durchschaute. Denn oft sollte er recht behalten. Zwar stürzten die meisten der Künstler, denen der Patron so etwas angetan hatte, in einen Strudel der Selbstzerstörung, doch die wenigen, die diesen überlebt hatten, schafften den Sprung von der Mittelmäßigkeit zum Genie. Nun war Jack von ihren Werken umgeben, die Zeugnis von der Widerstandsfähigkeit des schöpferischen Geistes ablegten. Es war die Privatsammlung des Patrons.

Schon jetzt war sie etliche Millionen wert, und Jack vermutete, dass man einige Kunstwerke aus der Sammlung bald als unbezahlbar erachten würde.

Jack wusste jedoch, dass das nicht stimmte, denn er kannte den Preis sehr genau.

Der Patron war dem Closer nicht entkommen. Am Ende hatte Jack ihn aufgespürt und ihm dieselben Fragen gestellt, die er auch den anderen gefangenen Mördern gestellt hatte ... aber er hatte keine Antworten mehr bekommen.

Nachdem er ihn zwanzig Minuten lang verhört hatte, hatte der Patron einen Herzschlag bekommen und war gestorben.

Jack begutachtete das Kunstwerk vor ihm, eine Neoninstallation, die an Drähten von der Decke hing. Es stellte ein Labyrinth von Wörtern aus gebogenem, leuchtendem Glas dar. Die Buchstaben waren so miteinander verbunden, dass die Wörter ineinander übergingen und sich gegenseitig umschlangen; *Verlust* und *Freude* und *Schmerz* und *Dank* und *Haut* und *süß* und *Blut*, sie alle waren unentwirrbar ineinander verflochten. Dabei waren die Wörter am Rande des Knäuels am leichtesten zu lesen, während die in der Mitte nur noch einen Wirrwarr aus Lichtern darstellten.

Es war schön und ergreifend. Jedes Mal, wenn Jack es betrachtete, wollte er es mit einem Schlosserhammer zertrümmern.

»Hey.« Nikki, Jacks Partnerin, stand mit einer Flasche Wasser in der Tür. Die beiden waren kein Liebespaar, und statt romantischer Gefühle verbanden sie Gewalt und Schmerz. Sie trug weite graue Trainingshosen, Laufschuhe und ein wenig körperbetontes schwarzes T-Shirt. Vom Laufen war ihr blondes Haar schweißnass. Die Mittdreißigerin besaß den robusten Körperbau einer Athletin, mar-

kante Gesichtszüge und eisblaue Augen. Bevor sie Jack kennengelernt hatte, hatte sie sich mit Blowjobs durchgeschlagen. »Hat Deslane sich zurückgemeldet?«

»Ja.« Rene Deslane war einer der Künstler, den der Patron im Visier gehabt hatte. »Hat mir eine E-Mail geschickt und gemeint, ich solle mich zum Teufel scheren. Hat mir nicht geglaubt, dass ich der bin, für den ich mich ausbebe, oder dass ich getan habe, was ich behauptete. Er hat mir einfach nicht geglaubt, Punkt.«

»Du hast ihm die Informationen zukommen lassen, oder?« Sie nahm einen ordentlichen Schluck Wasser.

»Ja. Aber das ist ziemlich mager, Nikki ... Wir haben einfach nicht so viele harte Fakten, wie wir sie aus den anderen herausgekitzelt haben.«

»Das ist nicht deine Schuld, Jack. Woher sollten wir wissen, dass er einfach so den Löffel abgeben würde?« Sie hatten dem Patron den Ausweis abgenommen und seine Leiche in eine Seitengasse in Vancouvers East Side geworfen. Da er eines natürlichen Todes gestorben war, brauchten sie sich nicht die Mühe zu machen, ihn ganz verschwinden zu lassen. Nur ein einziger Mensch konnte sie in Verbindung mit dem Toten bringen, nämlich derjenige, auf den der Patron seine Schandtaten hatte abwälzen wollen. Würden sie diesem aber die Beweise vorlegen, dass der Patron ihm eine Mitschuld an den Morden hatte unterschieben wollen, wäre es ein Leichtes, sein Schweigen zu erlangen.

So erdrückend das Beweismaterial war, so wenig sagte es über die Leben derer aus, die der Patron vernichtet hatte. Jack und Nikki waren nun zwar im Besitz der Kunstsammlung, aber die schuf nur eine Verbindung zu denjenigen Fällen, bei denen der Patron erfolgreich war.

»Ich weiß nicht, was ich tun soll«, sagte Jack. »Ich meine,

mit denen, die sein Prozedere nicht überstanden haben. Ich weiß noch nicht einmal, wie ich sie ausfindig machen soll. Manche sind tot, andere sind Junkies oder Alkoholiker oder sitzen in der Klappe. Und die sollten am dringendsten erfahren, dass er nicht mehr ist.«

»Wir können sie aufspüren.«

»Können wir das? Er hat sich nicht auf ein bestimmtes Alter, Geschlecht oder auf eine Hautfarbe beschränkt. Er ist im ganzen Land herumgereist und hat nie zweimal dieselbe Methode angewandt.«

»Ja, aber er ging auch nicht gerade subtil vor. Hat bevorzugt in den Ferien zugeschlagen und die Leichen immer bizarr hergerichtet. Mit so einem Markenzeichen können sie doch nicht so schwer aufzufinden sein.«

»Vielleicht nicht. Aber selbst wenn ich sie finde, was soll ich ihnen sagen? Bislang kann ich ja nicht einmal diejenigen überzeugen, bei denen wir was Handfestes haben.« Jack hielt inne und fuhr sich mit der Hand übers stoppelige Kinn. »Und ich bin nicht einmal so sicher, ob wir es überhaupt versuchen sollen.«

Nikki leerte die Flasche vollends und stellte sich Jack gegenüber. »Ja, das kann ich verstehen. Wenn es jemand hinkriegt, die beschissenste Tragödie seines Lebens in seine Kunst einfließen zu lassen, seinen Schmerz nutzt, um etwas Schönes zu erschaffen, dann ist das doch ein Gewinn, nicht wahr? Solche Geschichten kommen doch immer in den Sechs-Uhr-Nachrichten als Beispiel dafür, zu was der Mensch alles fähig ist.« Sie beäugte die Installation, die Jack die ganze Zeit angesehen hatte. »Aber wir wissen es besser. Wir wissen, dass das von Anfang an geplant war. Dieser ganze Prozess – Schock, Trauer, Kreativität – war nichts als der Gang durch das Labyrinth eines Verrückten.«